

ADELAIDA GARCÍA
MORALES

DER SÜDEN

BENE

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5307

Der Vater tot, die Mutter fort, das Haus verwaist. Nach dem Suizid ihres Vaters sucht die Erzählerin von *Der Süden* das Zwiegespräch mit dem Verstorbenen. Wer war der Mann, der dem Kind so rätselhaft erschien? Ein Zauberer, der mit seiner Wünschelrute Verborgenes aufspürt? Ihr Verbündeter gegen die verbitterte Mutter? Auf der Suche nach seinem Geheimnis begibt sie sich in den Süden – doch was anfangen mit Antworten, die zu spät kommen?

Karges Land, verrümpelte Turmzimmer, Eukalyptuswälder – abgründig sind die Schauplätze der Kindheit, die Adelaida García Morales in *Bene* erzählt. Ein mysteriöses neues Dienstmädchen bringt das eintönige Familienleben ins Wanken. Bene ist verwandt mit Bettlern, vorlaut, frivol – und darf doch bleiben. Ist es die Milde des Vaters oder steckt mehr dahinter? Zwischen Aberglauben, Antiziganismus und Alpträumen forscht die Erzählerin nach der Wahrheit.

Adelaida García Morales, 1945 in Badajoz geboren, veröffentlichte 1981 ihren Debütroman *Archipiélago*. Einem größeren Publikum wurde sie mit der Novelle *Der Süden* bekannt, die bereits 1983 verfilmt und 1985 zusammen mit *Bene* veröffentlicht wurde. Zahlreiche Romane folgten, darunter 1993 *Die Logik des Vampirs*. García Morales starb 2014.

**ADELAIDA GARCÍA
MORALES**

DER SÜDEN

BENE

Aus dem Spanischen von
Anne Sorg-Schumacher und Imme Bergmaier

SUHRKAMP

Die spanische Originalausgabe erschien 1985 unter dem Titel
El Sur seguido de Bene bei Anagrama, Barcelona.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5307

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1989

© The Estate of Adelaida García Morales, 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47307-8

www.suhrkamp.de

Der Süden

Was wir lieben, ist ein Schatten nur

Hölderlin

Morgen, sobald es hell wird, besuche ich dein Grab, Papa. Man sagte mir, Unkraut wuchere zwischen den Ritzen und nie sei es mit frischen Blumen geschmückt. Niemand kommt dich besuchen. Mama ist in ihren Heimatort zurückgekehrt, und Freunde hattest du keine. Du seist so seltsam, hieß es. Aber darüber habe ich mich nie gewundert. Damals glaubte ich, du seist ein Zauberer und daß Zauberer immer große Einzelgänger seien. Vielleicht hattest du dich deshalb für dieses Haus entschieden, das zwei Kilometer außerhalb der Stadt verloren in der Landschaft stand, ohne Nachbarn weit und breit. Es war zu groß für uns, aber so konnte wenigstens Tante Delia, deine Schwester, uns längere Zeit besuchen. Du mochtest sie nicht sehr – ich dagegen liebte sie heiß und innig. Auch hatten wir genügend Platz für Agustina, das Dienstmädchen, und für Josefa, die du haßtest. Ich sehe noch vor mir, wie sie ins Haus kam, ganz in Schwarz, mit einem langen Rock, der ihr bis zu den Knöcheln reichte, und einem schwarzen Schleier, der ihr krauses Haar bedeckte. Sie war noch nicht alt, aber man konnte meinen, sie mache sich absichtlich älter. Du warst dagegen, sie bei uns wohnen zu lassen. Mama sagte: »Sie ist eine Heilige.« Aber das berührte dich nicht im geringsten, du hast an so etwas ja nicht geglaubt. »Sie muß ja so

sehr leiden ...«, führte Mama dann an. Ihr Mann schlug sie, wenn er getrunken hatte, um sie zur Prostitution zu zwingen. Doch auch diese traurige Tatsache konnte dein Mitleid nicht erregen. Aber sie blieb einen Tag um den anderen, und du hast dich nicht getraut, sie hinauszwerfen. Und Jahre später war sie es, die Mama dazu überredete, alle Photos von dir zu zerreißen, obwohl du gerade erst gestorben warst. Aber die brauche ich sowieso nicht, um mir dein Bild genauestens in Erinnerung zu rufen. Du weißt ja gar nicht, wie entsetzlich es ist, jetzt, in der Stille der Nacht, ganz deutlich ein Gesicht vor Augen zu haben, das es längst nicht mehr gibt. Ich sehe dich noch voller Leben vor mir und höre noch den Klang deiner Stimme, die für immer erloschen ist. Ich erinnere mich an dein blondes Haar und an diese blauen Augen, die mir heute, wo sie mir dein so eigenes Lächeln wiederbringen, wie die Augen eines kleinen Jungen vorkommen. In dir war etwas Unschuldiges, Strahlendes und doch zugleich auch eine Spur Traurigkeit, aus der im Laufe der Jahre eine tiefe Verbitterung und unnachgiebige Härte wurden.

Damals wußte ich nichts von deiner Vergangenheit. Nie hast du von dir oder von deiner Familie gesprochen. Für mich warst du ein Rätsel, ein außergewöhnlicher Mensch aus einem anderen Land, aus einer Märchenstadt, die ich nur ein einziges Mal gesehen hatte und die mir wie die Stadt aus einem Traum in Erinnerung geblieben war. Aus diesem phantastischen Ort, wo selbst das Sonnenlicht anders schien, hatte dich eine dunkle Leidenschaft fortgetrieben, und nie wieder kehrtest du dort hin zurück. Du weißt ja nicht, wie gut ich schon damals

deinen selbstgewählten Tod verstanden habe. Ich glaube nämlich, ich habe nicht nur dein Gesicht – wenn auch mit Mamas dunklerem Teint – geerbt, sondern auch deine ungeheure Fähigkeit zur Verzweiflung und vor allem zum Alleinsein. Noch heute fühle ich mich desto wohler, je größer die Einsamkeit um mich ist. Und trotzdem kam ich mir so alleingelassen vor in jener Nacht. Nie werde ich die undurchdringliche Dunkelheit vergessen, die das Haus einhüllte, als du von uns gegangen bist. Ich war damals fünfzehn Jahre alt und schaute durch mein Fenster. Nichts rührte sich draußen, und in dieser verzweifelnden Stille hörte ich das Pladdern des Regens und hinter mir, durch meine angelehnte Zimmertür, Josefás Stimme: »Nein, Teresa, hier hilft kein Weinen. Der Herr ist immer barmherzig. Beten wir, damit Er sich seiner Seele erbarme.« Darauf sagte Mama nichts, aber ihre Schluchzer gingen in ein verzweifeltes Weinen über. Ich bemühte mich, kein Geräusch zu machen, ich wußte, daß sie mich lieber schlafend glaubte. Sie kamen mehrmals an meiner Tür vorbei. Sie liefen im ganzen Haus hin und her, als hofften sie, irgendwo etwas zu finden, mit dem sie widerlegen könnten, was wir doch alle wußten.

Ich schloß die Fensterläden und machte Licht. Ich wollte wissen, wieviele Stunden wir schon auf dich warteten. Und dabei entdeckte ich auf dem Nachttisch dein Pendel in dem schwarzen Lackkästchen. Mir war, als stiege es aus einem Traum empor, aus dem verzauberten, zeitlosen Raum, in dem ich meine Kindheit mit dir verbracht habe. Ich ließ es vor meinen Augen hin- und herschwingen, ohne dabei etwas zu suchen, als habe es jetzt keinen Zweck mehr. Ich schauderte, als mir wieder ein-

fiel, daß es das Pendel schon gab, bevor ich auf diese Welt kam, denn mit seiner Hilfe hattest du ja vorausgesagt, daß es ein Mädchen werden würde. Ich glaube, in diesen Jahren war ich voll Ehrfurcht vor allem, was von dir kam, und nicht nur vor deinen magischen Kräften. Nie werde ich vergessen, wie ich in meiner freudigen Erregung auf der Landstraße auf- und abhüpfte oder dir entgegenlief, sobald ich dich in der Ferne erspähte, wenn du dich – ein kleiner, schwarzer Punkt, den nur ich erkannte – auf dem Fahrrad langsam nähertest. Wie jeden Tag kamst du aus der Schule, wo du Französisch unterrichtet hast. Deshalb lebten wir auch dort. Du wolltest weder in deine Heimatstadt Sevilla zurückkehren noch nach Santander ziehen, wo Mama zu Hause war. Dabei wünschte sie sich eigentlich nur, aus dieser einsamen Gegend fortzukommen und unter Menschen zu leben, wie sie so häufig sagte. Ich weiß noch, jedesmal wenn ich die Gartenpforte öffnete, um auf dich zu warten, hatte ich das Gefühl, eine klarere Luft zu atmen. Nur bei dieser Gelegenheit durfte ich alleine hinaus. Manchmal habe ich, während ich auf dich wartete, die abgefallenen Früchte des Johannisbrotbaumes aufgehoben und gegessen. Sie schmeckten mir gut, und nie habe ich sie irgendwo anders probiert. Selbst bei Regen wartete ich auf dich; wenn jedoch das Wetter schön war, hast du mich auf die Fahrradstange gehoben, und wir machten eine kurze Spazierfahrt. Unser Wiedersehen habe ich als schönste Augenblicke jeden Tages in Erinnerung behalten. Andererseits gefielen mir auch Mamas morgendliche Unterrichtsstunden sehr gut. Es gelang ihr, mich für alles zu interessieren, was sie mir beibrachte. Und vor allem war sie

dann immer besonders nett zu mir. Vielleicht war sie zur Lehrerin berufen, aber da man ihr im Bürgerkrieg die Lehrbefähigung entzogen hatte, konnte sie nur mich unterrichten. Von diesen Unterrichtsstunden einmal abgesehen, machte sie anscheinend alles gereizt, obwohl sie doch die meiste Zeit ihren Lieblingsbeschäftigungen nachgehen konnte. Sie kümmerte sich um den Garten, fuhr mit dem Rad spazieren, nähte oder stickte und las unendlich viel. Einmal, glaube ich, versuchte sie etwas zu schreiben, brachte es jedoch nie zu Ende. Sie haßte Hausarbeit. Ich habe aus meiner Kindheit nur wenige Erinnerungen an Mama, als wäre sie häufig fort gewesen, eingeschlossen in einem Zimmer oder auf weiten Spaziergängen. Aber seit Josefa im Haus war, ließ sie sich ein bißchen öfter blicken. Ich erinnere mich, wie sie nach dem Essen immer beisammen saßen und sich etwas erzählten, dabei nähten und Kaffee tranken. Meistens war auch ich im Zimmer und hatte den Eindruck, daß sie mich gar nicht wahrnahmen. Durch ihr Reden schufen sie eine Atmosphäre, in der ein Bild von dir schwebte, das so ganz anders war als mein eigenes, das aber allmählich in meinem Innern Gestalt annahm und mir wehtat. Etwas Unbestimmtes schwang in ihren Worten mit, in dem, was sie wußten und ich nicht, in dem täglichen Vaterunser, das wir immer anschließend an den Rosenkranz für die Errettung deiner Seele beteten. Mama beklagte sich fortwährend – einmal sah ich sie deswegen sogar weinen –, deinetwegen so zurückgezogen in diesem weitab von allem gelegenen Haus leben zu müssen. Wenn von dir die Rede war, schloß Josefa stets mit der Bemerkung: »Ihm fehlt der Glaube –, das ist es! So kann

es ja nur böse mit ihm enden!« Sie redeten nämlich von dir wie von jemandem, der von einem übermenschlichen, unbegreiflichen Leiden befallen ist. Und in dem Bild, das sie in deiner Abwesenheit vor mir entstehen ließen, nahm auch ich schließlich eine abgrundtiefe Verbitterung wahr. Und dennoch brachte ich es nie fertig, dich danach zu fragen, denn in deiner Gegenwart, die für mich immer Zärtlichkeit und Licht war, vergaß ich den schrecklichen Schatten auf dir, den sie mir gezeigt hatten.

Nachmittags, wenn ich nicht gerade bei dir war, strich ich, ohne daß du davon wußtest, um die verschlossene Tür deines Arbeitszimmers. Dieser Raum war uns allen verboten. Du wolltest nicht einmal, daß darin saubergemacht wurde. Mama erklärte mir, daß dieses geheimnisvolle Zimmer immer geschlossen bleiben müsse, weil sich in ihm deine Zauberkraft ansammele, und wenn man hineinginge, so würde sie zerstört. Wie oft habe ich auf dem Sofa im Wohnzimmer nebenan gegessen und die im Halbdunkel liegende Tür, die selbst mir verboten war, nicht aus den Augen gelassen. Ich rührte mich nicht, damit du nicht auf mich aufmerksam würdest. Ich schloß die Augen und lauschte gespannt, ob irgendein Laut von drinnen zu vernehmen war, wo du mit deinem Pendel Stunde um Stunde übtest; mir kam es vor wie eine Ewigkeit. Es war vollkommen still. Nie hörte ich auch nur das leiseste Geräusch. Manchmal schlich ich mich behutsam an und spähte, ohne die Tür zu berühren, durch das Schlüsselloch. Ich hörte dann, wie mein Herz klopfte, sah aber nicht einmal dich. Einmal habe ich Mama gefragt, ob man diese Kraft sehen könnte. Sie hat geantwortet, die Kraft sei immer unsichtbar, sie sei

schließlich ein Geheimnis und wäre keins mehr, wenn man sie sehen könnte. Es ist schon sonderbar, wie ich die intensivsten Augenblicke meiner Kindheit durch dieses Nichtsichtbare, dies gar nicht real Vorhandene erlebt habe. Ich erinnere mich noch, wie wir im Garten stundenlang unser Spiel spielten, das du erfunden hattest, nur für uns beide. Ich versteckte irgendeinen Gegenstand, und du mußtest ihn dann mit dem Pendel wiederfinden. Du weißt ja gar nicht, wieviel Mühe ich mir gab, etwas Winzigkleines zu ersinnen, so unsichtbar wie irgend möglich. Ich versteckte einen Brotkrümel unter einem Stein am Fuße eines Rosenstrauchs, ich ließ auf dem trüben Wasser des Brunnenbeckens ein Blütenblatt schwimmen oder hinter deinem Rücken, irgendwo, ein Steinchen fallen, das nur für mich wiedererkennbar war. Dabei versuchte ich nicht eigentlich, dich zu verwirren. Vielmehr erstaunte es mich jedes Mal aufs neue, festzustellen, daß du all das wiederfinden konntest, was ich für unauffindbar hielt. Wie oft brach die Nacht herein, während ich noch zuschaute, wie du der Richtung folgtest, die das Pendel anzeigte und dich dabei der Stelle näherstest, die ich insgeheim ausgesucht hatte. In diesen Augenblicken tauchte ich ein in die vollkommene Reglosigkeit und Stille, die im Garten herrschten und ihn, in meinen Augen, in die Landschaft aus einem Traum verwandelten.

Vielleicht konntest du keine solch erstaunlichen Wunder vollbringen wie die Heiligen, von denen Josefa mir immer etwas vorlas. Du jedoch konntest etwas, das vielleicht nicht so bedeutend scheinen mochte, mich aber mit Staunen erfüllte, denn du brachtest es fertig, daß es vor

meinen Augen geschah, und hast mir dadurch eine Wirklichkeit gezeigt, die ganz anders war als die, in der sich die anderen bewegten. Und ich habe mich oft gefragt, ob ich als deine Tochter nicht auch diese Kraft geerbt hätte, die anscheinend nur du besaßt. Irgendwann habe ich dich einfach danach gefragt. »Ich weiß nicht«, hast du gesagt, »wir müßten es mal ausprobieren.« »Wann?« fragte ich aufgeregt. »Morgen«, hast du mir ernst und entschieden geantwortet.

Ich schließe die Augen und sehe noch vor mir, wie du mich an der Hand durch den langen Flur geführt hast, der, in dem es jetzt zieht, wo die Farbe von den Wänden blättert und Mauereidechsen hausen, die durch die schlecht verschlossenen Fenster hereinschlüpfen. Ich erinnere mich, es dämmerte schon, und als wir in den anderen Teil des Hauses kamen – den du bewohntest –, hast du mich gebeten, einen Augenblick zu warten. Es war so dunkel, daß du vorausgehen mußtest, um Licht zu machen. Wir betraten dein Arbeitszimmer. Durch die halbgeöffneten Fensterläden sickerte das letzte Tageslicht. Sobald wir im Innern des Zimmers waren, das nur für dich da war, fühlte ich, daß die Luft nicht nur Luft war; vielmehr war in ihr noch etwas, das man zwar nicht sehen konnte, das ich aber auf meiner Haut spürte; etwas Dichtes, Kaltes berührte mich und hüllte mich ein. Du brauchtest mir nicht viel zu erklären. Ich wußte schon, wie das Pendel richtig zu halten war. Ich hatte dich so oft damit umgehen sehen ... Aber als ich es in meiner Hand hielt, die Kette fest zwischen Zeigefinger und Daumen, hing es so unbeweglich da, daß ich schon anfang zu verzweifeln. Ich befürchtete, bei mir würde es sich nie be-

wegen. »Jetzt«, hast du mir zugeflüstert, »versteck ich diesen Uhrzeiger. Such nicht. Beweg dich erst, wenn das Pendel dir eine Richtung anzeigt. Und du darfst an nichts denken. Dein Geist muß frei sein von allem und völlig entspannt. Nur so wird sich die Kraft durch dich zeigen und das Pendel bewegen.« Als du das Licht ausgemacht hast, ohne das sanfte und gleichmäßige Flüstern, das allmählich von mir Besitz ergriff, zu unterbrechen, spürte ich, wie mein Herz heftig klopfte, mein Atem schneller wurde und ich zu zittern begann. Dann, als du das Licht wieder angemacht und gesagt hast, der Zeiger sei jetzt versteckt, öffnete ich die Augen halb und heftete den Blick fest auf das Pendel, so wie ich es bei dir beobachtet hatte. Es bewegte sich nicht im geringsten. Aber ich war fest entschlossen, auf jeden Fall so lange regungslos zu verharren, ja nicht einmal zu blinzeln, bis die Kraft sich zeigen würde. Ich hörte, wie du immer noch flüsternd sagtest: »Wenn du innerlich ganz ruhig bist, dann stell dir den goldenen Zeiger vor, als wäre er der einzige Gegenstand auf der Welt.« Doch ich verfolgte schon gebannt die Schwingungen des Pendels und konnte mir gar nichts vorstellen. Ich hatte alles um mich herum vergessen, ich hörte meinen Atem nicht mehr, und mein Herzklopfen hatte sich beruhigt. Es gab für mich nur noch das Hin- und Herschwingen vor meinen Augen und deine Stimme hinter mir. Ich ging einige Schritte in die Richtung, die das Pendel mir anzeigte, wobei seine Bewegungen immer stärker wurden. Ich hielt inne, um es erneut zu beobachten. Es schlug noch immer in dieselbe Richtung aus. Ich ging weiter und hörte dich dabei sagen: »Langsam. Langsam. Bleib jetzt wieder stehen.« Ich

weiß nicht, wieviel Zeit verstrichen war, als bei einem erneuten Stehenbleiben das Pendel beinahe unmerklich seine Bewegung änderte, bis es schließlich kreiste. Ich konnte nicht sprechen. Eine starke, seltsame Erregung vibrierte in meinem ganzen Körper. Das Kreisen war jetzt beinahe heftig geworden. Als ich dann auf den Boden sah, entdeckte ich enttäuscht, daß das Pendel mir eine leere Stelle gezeigt hatte: eine Steinplatte wie alle anderen. »Da ist nichts!« schrie ich auf. Du kamst verärgert näher und sagtest, als wolltest du mit mir schimpfen: »Glaubst du. Such an der Stelle, die das Pendel dir anzeigt.« Unfähig dir zu widersprechen, bückte ich mich mechanisch. Nie werde ich beschreiben können, was dann in mir vorging – und auch um mich herum, denn meine ganze Umgebung schien verwandelt, als ich mich wieder aufrichtete, den goldenen Zeiger in der Hand. Er lag tatsächlich dort auf dem Boden, den ich für leer gehalten hatte, in der Ritze zwischen zwei Steinplatten.

Wenige Tage darauf wurde ich sieben. Ein Geburtstagsfest konnte ich nicht geben, ich hatte nämlich keine Freundinnen, die ich hätte einladen können. Ich verstand nicht, warum du dich so hartnäckig weigertest, mich auf eine Klosterschule zu schicken. Mama hatte eine ausfindig gemacht, aber du hast sie dir nicht einmal angeschaut. Ich selbst hatte nichts gegen die Nonnen. Ich kannte ja gar keine. Ich war nur von dem Wunsch beseelt, auf irgendeine Schule zu gehen, oder vielmehr – weißt du, wovon ich träumte? Ich hätte für mein Leben gern auch so eine Uniform getragen wie all die anderen Mädchen, die ich in der Stadt gesehen habe, die wenigen Male, die ihr mich mitgenommen habt. Du weißt ja nicht, was ich

darum gegeben hätte, auch so ein schwarzes Kleid zu tragen, mit einem weißen, steifen Kragen und einer lachs-farbenen Schärpe um die Taille! Und erst das Cape, schwarz wie auch der runde Hut mit der schmalen Krempe! Nur allzu gerne stellte ich mir vor, genauso gekleidet zu sein wie sie alle, als wäre ich tatsächlich eine von ihnen. In meiner Phantasie gab ich mir auch einen anderen Namen. Ich hielt Mari-Carmen für besonders passend, um mich mit ihnen anzufreunden, denn mir schien, als sei ich durch meinen eigenen Namen – Adriana – irgendwie anders und ungewöhnlich. Ich weiß nicht, warum ich dich nie zu bitten wagte, mich in die Schule gehen zu lassen. Vielleicht weil du immer so wütend wurdest, wenn Mama sich beklagte und behauptete, ich sei schon halb verwildert. Jedesmal, wenn ich euch über dieses Thema streiten hörte und wenn dann in ihrem Schreien Angst mitschwang, spürte ich eine unerträgliche Beklemmung. Denn sie sprach so, als niste in meinem Innern tatsächlich schon der Keim jenes Grauens, das sie offensichtlich so verstörte. Manchmal, allein bei der Erinnerung an ihre Worte, weinte ich bitterlich und vermied es, ihr zu begegnen. Mehr als nur einmal habe ich sie geradezu gehaßt. Und doch bewunderte ich sie gleichzeitig und war glücklich, wenn es ihr nach einem Einkaufsbummel oder Spaziergang in der Stadt in den Sinn kam, mir einen Kuß zu geben. An diese Küsse erinnere ich mich besonders deutlich und an den Duft ihres Parfüms, der sie einhüllte, an das Geklimper ihrer Armeife, an ihren weichen Pelz und an ihr schwarzgelocktes Haar, das ich so gerne gestreichelt hätte, was mir aber nie gelang.

Meinen siebenten Geburtstag feierten wir ganz unter uns. Es gab heiße Schokolade und Kuchen, und vorher, am frühen Nachmittag, durfte ich ins Kino; jedoch nicht, wie ich gehofft hatte, mit Mama und dir, sondern mit Josefa und Agustina. Es war der zweite Film, den ich in meinem Leben zu sehen bekam. Josefa hatte diesen Film ausgesucht, weil er die Geschichte einer Heiligen erzählte: der Jeanne d'Arc. Ich war riesig von ihr beeindruckt. Sofort wollte ich so sein wie sie. Tagelang sprach ich von nichts anderem. Ich spielte für mich alleine, und in meiner Phantasie war ich die Heldin und erlebte die Abenteuer der Heiligen Jeanne d'Arc.

Vielleicht konnte ich es deshalb einfach nicht ertragen – an dem Nachmittag, als Mama mich einsperrte und ansah, als sei ich ein Monstrum – daß Mari-Nieves sich die Rolle aneignete, die ich mit gutem Recht als meine Rolle betrachtete. Ich glaube nicht, daß du sie damals kennengelernt hast, denn als sie mit ihrer Mutter kam, hast du dich nicht einmal blicken lassen, um sie zu begrüßen. Eigentlich kannte Mama sie nicht besonders gut, aber sie machte sich Sorgen, weil ich so viel allein war, und hatte sich deshalb vorgenommen, eine Spielkameradin für mich zu finden.

Zuerst freute ich mich, daß sie da war, und sobald wir im Garten allein waren, habe ich ihr vorgeschlagen, Jeanne d'Arc zu spielen. Sie hatte den Film auch gesehen. »Ich bin Jeanne d'Arc«, sagte sie gebieterisch. Natürlich protestierte ich sofort, weil ja ich schon seit Tagen die Heilige war, und weil das Spiel außerdem meine Idee gewesen war. Aber ich mußte nachgeben. Sie weigerte sich mitzuspielen, falls nicht sie die Heldin sein durfte.

Sobald ich alles Notwendige beisammen hatte, band ich sie schön fest an einen Baumstamm, schichtete trockenes Gras und Reisig um ihre Füße, stopfte ordentlich viel Papier dazwischen und wollte dann ein Streichholz anzünden. Mari-Nieves hatte mein geschäftiges Hin und Her mißtrauisch beobachtet. Sie begann ihre Rolle zu spielen und irgendetwas zu deklamieren, aber ich hörte gar nicht zu. Ich war so wütend, daß ich überhaupt keinen Dialog zuließ. Ohne länger zu warten, setzte ich den Scheiterhaufen in Brand. Kaum züngelten die ersten Flammen, als sie auch schon verzweifelt losheulte. »Du wolltest doch Jeanne d'Arc sein, oder?« schrie ich sie an. »Gleich bist du sie, aber richtig!« Plötzlich kamen all die Frauen aus dem Haus gelaufen, zornige Stimmen schimpften alle gleichzeitig auf mich ein, während aus dem Stimmengewirr sanfte, tröstende Töne für Mari-Nieves drangen. Als sich das Geschrei endlich gelegt hatte, redete Mama mit ihrer Freundin über mich in der dritten Person, als wäre ich noch nicht einmal mehr direkte Schelte wert. »Womit habe ich bloß so eine Tochter verdient!« jammerte sie vor sich hin, während sie mich ins Haus zerzte. Ohne mich auch nur anzusehen, stieß sie mich in einen fensterlosen, halbleeren Raum, der ausschließlich für meine Bestrafung vorgesehen zu sein schien. Als sie die Tür abgeschlossen und mich im Dunkeln allein gelassen hatte, schmiß ich mich auf den Boden, die Füße gegen die Tür, trampelte dagegen und schrie nach jemandem, mit dem nur du gemeint sein konntest. Endlich bist du gekommen und wolltest mir mit dem Taschentuch die Tränen trocknen. Aber ich hatte gar nicht geweint, ich hatte nur vor Wut gebrüllt.